

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Die Ballmutter. Von J. Balz. (Schluß). — Stillvergüht. Von Wilhelm Trübner. — Ein Frühling in Athen. Von Clarissa Lohde. (Fortsetzung). — Münchener Damenbrief. — Die St. Pauls Kathedrale von der Themse aus gesehen. — Sammet und Seide im Mittelalter. Von Eugen Kalesse. Breslau. (Fortsetzung). — Die Kunst im Hause (mit Abbildungen). — Allerlei nette Pflanzen (mit Abbildungen). — Moderne Handarbeiten (mit Abbildungen). — Wirtschaftsplaudeereien (mit Abbildungen). — Schach. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 3. — Auflösungen des Scherz-Rebus und der Unterhaltungs-Aufgaben Nr. 1 und 2 Seite 336. — Correspondenz. — Bazar-Album.

Die Ballmutter.

Von J. Balz.
(Schluß.)

„Aber Mama, ich begreife nicht, wie Du sie ‚verwerslich‘ nennen kannst!“ sagte Max einige Tage später, nachdem er dies, nach der Ansicht der Baronin so unverkäuflische Füllen des Hollfeld’schen Ausverkaufs sich angesehen hatte. „Sie ist ja ganz reizend! Und warum nennst Du sie klein? Ihre wundervolle Figur ist hoch und schlank wie eine Tanne! Du hast größere Schönheiten chaperonnirt, das mag wol sein, aber ich wette mit Dir, was Du willst, diese Lilli wird Furore machen!“

„Natürlich wird sie das,“ stimmte die Mama bei; „sie wird eine glänzende Saison haben, aber wer wird sie am Ende derselben heirathen?“

„Mama, Du bist köstlich! Der Himmel verhüte, daß ich es unternehme, Dir das vorauszusagen; ich kann Dir nur prophezeien, wer es ganz gewiß nicht thun wird!“

„Du, natürlich! Du wirst nie Jemanden heirathen! Nun ich muß gestehen, in diesem Falle ist es mir ganz lieb, Dich sicher zu wissen. Die Jegors sind keine Partie für Dich und ein Kind wie Lilli paßte sehr schlecht zu Dir. Du müßtest eine stattliche, würdevolle Dame von 25 bis 26 Jahren heirathen, die in jeder Beziehung —“

„Gnade, Mama! Schon die Beschreibung tödtet mich. Kann man behaglicher leben als ich bei meiner guten Mama?“ —

„Nun Fräulein von Jegor, wie gefällt Ihnen unser Leben hier?“ fragte Max einige Wochen später Lilli bei einem Diner. „Was ist vorzuziehen, das Kloster oder die Residenz?“

„O Berlin, ganz entschieden!“ lachte das junge Mädchen. „Ich finde das Leben hier reizend! Fortwährend Abwechslung, Anregung, Vergnügen — das gefällt doch Allen!“

„Allen, denen es neu ist!“

„Neu? Gehören auch Sie zu den Menschen, die ein Ding nur bewundern, so lange es neu ist? Bitte, dann messen Sie die Schuld aber nicht dem Dinge, sondern sich selbst bei.“

„Vielleicht thue ich das auch,“ lächelte Max, „aber ob das ‚Ding‘ zu tadeln ist oder ich selbst, das Resultat bleibt dasselbe — Uebersättigung! Es kommt mir immer vor, als bildeten wir die ausführende Künstlergesellschaft in einem Cirkus, die Tag für Tag dasselbe darstellen muß, bis ihr das ganze Programm zuwider ist. Sie sind jetzt neu zu der Truppe gekommen und finden noch Alles glän-

zend, anziehend und amüsant, warten Sie einmal ein paar Jahre.“

„O wenn es mir nicht gefiele,“ unterbrach Lilli ihn, „so würde ich die Truppe verlassen und einen eigenen Cirkus einrichten, der weniger mechanisch und amüsanter wäre.“

Das Kind spricht, als sei sie eine Prinzessin! dachte die Baronin während ihrer eigenen lebhaften Unterhaltung. Es gehörte zu ihrer Ausrüstung als Ballmutter, daß sie

nach zwei Seiten hörte und sah und während ihrer eigenen Beschäftigung ihren Schützling nicht aus den Augen ließ.

Unbeirrt fuhr dieser fort: „Baron Hollfeld, Sie sprechen, als hätten Sie das blafirte nil admirari auf Ihre Fahne geschrieben.“

„Er bewundert, wie wir Alle, wenn wir Etwas finden, das unsere huldigende Bewunderung verdient,“ mischte sich hier Steineck mit solchem Pathos ein, daß das Herz mancher Reichsgräfin von Geblüt bei dem nur schwach verhillten Compliment höher geschlagen haben würde. Die undankbare kleine Ungarin aber zog die Stirn kraus und blickte ihn so ausdrucksvoll überrascht an, als verstehe sie die Pointe seiner Worte ganz und gar nicht.

„Nil admirari?“ sagte Max. „O nein, ich genieße das Leben und amüstre mich sehr gut. Das verdanke ich aber mehr meinen Jagden, meinen Studien und meiner Cigarrentasche — nicht aber der Gesellschaft!“

„Sehr schmeichelhaft für diese,“ meinte Lilli achselzuckend.

„Werden Sie morgen auf dem Balle beim griechischen Gesandten anwesend sein?“ fragte Steineck.

„Die Baronin sprach davon, wenn ich nicht irre.“

„Dann will ich mich anstrengen und mich auch einfinden. Es ist natürlich schrecklich langweilig, aber um mit Ihnen zu tanzen, will ich das Opfer bringen.“

Lilli Jegor warf ihm einen etwas verächtlichen Blick zu. „Graf Steineck, seien Sie nicht zu sicher, daß ich überhaupt mit Ihnen tanzen werde! Wenn Sie Eitelkeit für Wisz halten, so kann ich doch Unhöflichkeit nicht als ein Compliment annehmen.“

„Bravo, gut gegeben, kleines Fräulein!“ dachte Max, innerlich applaudirend.

„Welch eine Kühnheit!“ dachte die Baronin am andern Ende des Tisches und war so entsetzt, als hätte der Diener ihr die Eiszschüssel auf den Kopf fallen lassen.

„Die hat es Dir gut gegeben, Viktor!“ lachte Max, als er den Grafen in seinem Coupé nach Hause fuhr. „So etwas ist Dir wol noch nie passiert!“

„Beim Jupiter, nein! Es war ein ganz neues Gefühl — so erfrischend! Man wird der Frauen, die immer ja sagen, so überdrüssig. Sie ist wirklich bezaubend!“

In dem vorausfahrenden Wagen, der die beiden Damen heimbrachte, wurde ein anderes Gespräch geführt. „Mein liebes Kind, was in aller Welt veranlaßte Dich, dem Grafen eine solche Antwort zu geben?“ rief die Baronin entrüstet und betrübt. „Es war doch ein wundervolles Compliment von ihm.“



Stillvergüht. Von Wilhelm Trübner.

„War es? ich nahm es nicht als solches auf.“
„Beste Lilli, er ist Graf Steineck, ältester Sohn des Reichsgrafen von und zu Steineck-Mergenheim, Besitzer der größten Grafschaft.“

„Und wenn er der Sohn des Großmoguls wäre, er sollte seine Eitelkeit nicht auf meine Kosten befriedigen.“

„Ueberdies spielt er eine hochwichtige Rolle in der Gesellschaft, sein Wort gilt viel, und Du hast ihn Dir nun zum Feinde gemacht.“

„Ich finde aber Nichts an ihm, das ihn zu dieser hochwichtigen Rolle berechtigt. Er ist weder so geistreich, noch so gut aussehend, wie manche andere Männer, z. B. wie Baron Mar.“

„Wie mein Sohn? Nein, Liebchen, das ist er auch nicht,“ pflichtete die Baronin besänftigt bei, fuhr aber dennoch mit anerkenntnisswerther Unparteilichkeit fort: „Steineck nimmt aber einen viel höhern Rang ein. Ein Compliment von ihm ist in der That eine Auszeichnung für jede Dame, und die Antwort, die Du ihm gabst —“

„Muß ein großer Genuß für ihn gewesen sein, wenn er so schrecklich verzogen ist.“

Die Baronin schüttelte ungläubig den Kopf. „Ich fürchte vielmehr, sie hat ihm ganz und gar nicht gefallen!“

„Aber Frau Baronin, ich wünsche gar nicht, ihm zu gefallen; seine Meinung ist mir vollkommen gleichgiltig.“

„Wie seltsam geht es doch zu auf dieser Welt!“ seufzte die Ballmutter, deren Sorgen bereits wieder begannen. Sie dachte an Regina, das stolze Mädchen im Reich und dem Grafen in jeder Beziehung ebenbürtig, dazu eine anerkannte Schönheit, sie hätte ihm beigegeben, wenn er behauptet hätte, die Friedrichstraße sei mit Diamanten gepflastert. Und diese kleine Lilli, ein armes, unbekanntes Kind, will seine Bedeutung durchaus nicht einsehen, ja behandelt ihn mit Gleichgiltigkeit und Nachlässigkeit. Es ist und bleibt mir ein Räthsel!“

Ich sagte, die Sorgen der Ballmutter hätten bereits wieder begonnen, aber wie schnell steigerten sie sich zu Leiden, als bald nach dem Diner die Freifrau von Lingen ihre „theure Amalie“ fragte: „Wer in aller Welt ist denn die junge Dame, die Du in diesem Jahre chaperonnirst — doch nicht die Tochter jenes Taugenichts Jeger? Ja? Unmöglich! Und die führst Du ein? Höchst seltsam, in der That!“

Die gute Baronin hatte eine schreckliche Angst vor dem, was die Welt sagt, wie wir bereits verschiedentlich erfahren haben. Frau von Lingen war ihr aber die personifizierte „Welt;“ sie kannte Adelaide als ein malicöses, vorurtheilsvolles Geschöpf, aber aus ihrem Munde glaubte sie das Urtheil der Welt zu vernehmen und fürchtete sie deshalb. „Adelaide denkt augenscheinlich, es sei sehr unpassend, daß ich Lilli in Gesellschaft führe, und das mag auch wol sein, allein es ist doch sehr hart, daß sie für ihren Vater büßen und von den Freuden der Jugend ausgeschlossen sein soll, besonders da ein so mühevolltes Leben ihrer wartet,“ seufzte sie.

Jedenfalls genoß Lilli auf dem Gesandtschaftsballe die Freuden der Jugend, sie war umringt wie keine Andere und Steineck wich nicht von ihrer Seite. Frau von Hollfeld sah es mit Entzücken. „Er scheint sie wirklich, trotz alledem, außerordentlich zu bewundern. Wenn es ihr doch gelänge, ihn zu erobern — was würden die Lingen sagen?“

Und neben ihren Schwestern von der Zunft der Ballmütter in den Fauteuils lehrend, sah die Baronin eine glänzende Vision vor sich aufsteigen, sah dies dornige wilde Röslein in das gräßlich Steineck'sche Treibhaus verpflanzt, sah über dem schimmernden Goldhaar der Kleinen die Grafenkrone schweben, die so viel hochgeborene Schönheiten vergeblich erstrebt hatten.

„Welch ein reizendes Geschöpf, diese Lilli!“ sagte Steineck, als die Herren nach dem Balle im Café Bauer zusammenfaßen.

„Eine vorzügliche Walzertänzerin!“ stimmte ein Anderer bei.

„Und wie sie zu Pferde sitzt!“ hieß es weiter. „Wahrhaftig, der Hollfeld'sche Ausverkauf war nie verlockender, als in diesem Jahre.“

„Weißt Du, Mar,“ meinte Steineck, „was damals Deine schöne Cousine unleidlich machte, war ihre Unnatur. Alles an ihr war Mechanismus, zwar vollkommener, aber immerhin Mechanismus. Man wußte vorher ganz genau, was kommen würde: eine Verbeugung, ein Lächeln u. s. w. Bei dieser Kleinen ist es gerade umgekehrt; sie selbst weiß nicht einmal, was sie im nächsten Augenblicke thun wird, und was es auch ist, ein Stirnrunzeln, ein Lächeln, ein Scherz, es ist niemals vorher überlegt, sondern frisch und natürlich, wie der Augenblick es eingibt.“

„Der scharfe Hieb, den sie Dir gab, scheint Dein Interesse erst recht geweckt zu haben,“ erwiderte Mar, sich eine neue Cigarre anzündend.

„Natürlich! Der Lilli war es gleichgiltig, wie ich ihre Worte aufnahm und die trotzige Antwort, die sie gab, amüßte mich unendlich.“

„Wenn Du nächstens im Reichstage so beredsam bist, wie heute, wirst Du Aufsehen erregen!“

„Werde nicht sarkastisch! Wenn ich Fräulein von Jeger bewundere, was geht's Dich an?“

„Ganz und gar Nichts,“ gab der Baron rasch zur Antwort und suchte ein neues Thema in die Unterhaltung einzuführen. —

„Mein lieber Mar, hast Du bemerkt, wie außerordentlich bedeutsam Steineck's Aufmerksamkeit gegen Lilli in der letzten Zeit waren?“ fragte die Baronin wenige Wochen nachher, in ihrer sonnigsten, rosigsten Laune, als der zärtliche Sohn ihr seinen gewöhnlichen Morgenbesuch in ihrem Boudoir abstattete.

„Bedeutsam?“

„Gewiß bedeutsam! doppelt bedeutsam von ihm, der so schwer zu erobern ist. Es wundert mich, daß es Dir nicht auffiel.“

„Liebe Mama,“ erwiderte der Baron etwas ungeduldig, „meinst Du, ich fülle meine Abende damit aus, zu beobachten, wie aufmerksam andere Männer gegen junge Schönen sind?“

„Nun, sei nur nicht ungehalten! Für einen Mann bist Du doch merkwürdig mitfühlend. Du konntest so lebhaft mit der kleinen Lilli sympathisiren, als sie kürzlich vor freudiger Erregung lachte und weinte beim Anblicke einer Arva-leanihaji,* die sie an ihre ungarische Haide erinnerte, und Du interessirst Dich doch sonst gar nicht für Blumen. (Die gute Baronin ahnte nicht, daß Friedrich eben ein reizendes Körbchen, gefüllt mit der graziosen Haidepflanze, die Mar mit großen Kosten sich aus Ungarn verschrieben hatte, in Lilli's Zimmer trug.) Aber wenn ich Dir von meinen Leiden als Ballmutter spreche, so bleibst Du hart wie ein Stein. Bedenke doch nur, was ich in meiner Eigenschaft als Duenna Alles ertragen habe. Lilli von Jeger ist eine große Sorge für mich, die kleine verwerfliche Person!“

„Verwerflich! Mama, welch ein seltsames Wort Du stets auf sie anwendest!“

„Ich bezeichnete sie so vom ersten Tage ihres Hierseins. Ist sie nicht die Tochter von Ojala von Jeger, ohne Stellung, ohne einen Pfennig Geld!“

„Du sprichst, als sei sie die Tochter eines Räuberhauptmanns. Ihre Erziehung, ihre Schönheit, ihr Geist würde einem Palaste Ehre machen. Und seit wann beurtheilst Du denn die Menschen nach ihrem Gelde?“

„Lieber Mar, ein Mann von Welt, wie Du, weiß sehr gut, was ich meine, wenn ich sie ‚verwerflich‘ nenne. Sie ist ein liebes, süßes Kind, aber verwerflich ist sie!“

„Armes kleines Herz!“ murmelte Mar.

„Dennoch bin ich überzeugt, sie hat Steineck erobert, ehe es Frühling wird.“

Mar, der sich nicht sehr für diese Chance zu interessiren schien, gab keine Antwort, sondern spielte mit Mignon.

„Ich bin gewiß, sie wird ihn erobern,“ beharrte die Baronin, „wenn man es nur geschickt anfängt. Du konntest mir ein wenig dabei helfen.“

„Guter Gott, ich? Ich bitte Dich, Mama, laß mich aus dem Spiele! Adieu!“

„Gehst Du schon?“ sagte sie, ihn liebevoll betrachtend.

„Du siehst müde und angegriffen aus — bleibe doch! Du hast mich diesen Winter durch Deine häufige Abwesenheit verwöhnt. Wenn ich bedenke, wie wenig andere Mütter von ihren Söhnen haben! Weißt Du, Mar, ich bin ganz damit ausgeföhnt, daß Du nicht heirathest, es wäre mir doch keine gut genug für Dich!“

Mit diesem Compliment auf Kosten ihres eigenen Geschlechts kehrte die Baronin zu der angenehmen Beschäftigung zurück, für die Zukunft ihres Pflegekindest rosig Bilder zu entwerfen.

Und für diese Zukunft eröffneten sich allerdings mehr und mehr die glänzendsten Aussichten. Lilli genoß, glücklich wie ein Kind, das Angenehme, das sich ihr in so reichem Maße bot und ihr so neu war. Sie war eine durch und durch musikalische Natur und besaß eine klangvolle Altstimme, welche die Baronin von den besten Lehrern ausbilden ließ. Die künstlerischen Genüsse der Residenz erschlossen dem Kinde der ungarischen Haide ein unendliches Zauberreich. Man mußte sie sehen, wie sie mit glänzenden Augen in der Loge lehnte und Mozart's köstliche Harmonien in sich aufnahm oder wenn sie in „Fidelio,“ unbekümmert um les convenances, in Thränen zerfloß. Zu ihren höchsten Freuden gehörte es, ihren berühmten Landsmann, den Geigerkönig Joachim, spielen, seine Gattin, die unvergleichliche Sängerin, ihre bezaubernden Lieder singen zu hören. Dann war sie vollständig weltentrückt und die beweglichen Züge ihres lieblichen Gesichtchens spiegelten deutlich ihre seelische Erregung wieder.

Dem Grafen Steineck erschien sie in solchen Momenten noch begehrenswerther und er folgte ihr überall wie ihr getreuer Schatten. Es war gar nicht mehr daran zu zweifeln, daß er die ernstesten Absichten hegte und daß nur Lilli's kühles Benehmen ihm gegenüber ihn bis jetzt an

* Arva-leanihaji = Waisenmädchenhaar.

einer Ansprache verhindert. Ganz Berlin, d. h. die distinguirten Kreise, in denen das Paar verkehrte, war darüber einig und selbst der Freifrau von Lingen und ihren vier Töchtern ging ein blendendes, höchst unangenehmes Licht auf.

So kam Weihnachten heran. Die Christbaumlichter strahlten kaum heller als Lilli's Augen, als sie unter den grünen Tannenzweigen stand und hocherfreut war über die Bewunderung, mit welcher die Baronin die zierlichen Arbeiten aufnahm, die sie ihr heimlich angefertigt hatte. Sie selbst fand sich so reich beschenkt, daß sie zuerst ganz stumm und verwirrt war, denn in ihrer Heimath waren solche Festtage meist still und etwas trübe verfloßen. Erst gegen das Ende des Abends fand Lilli, halb unter Moos und Tannengrün versteckt, ein antikes Kästchen von wundervoller Arbeit, das einen reizenden Schmuck aus alten Münzen, für die das junge Mädchen jüngst ein lebhaftes Interesse gezeigt hatte, und ein prachtvolles Bild ihrer Mutter im Mosaikrahmen enthielt. In Thränen ausbrechend, warf sie sich in die Arme der Baronin, ihren heißen Dank flüsternd. Aber diese erwiderte: „Spare Deinen Dank für Mar, kleine Lilli! Schade, daß er schon fortgegangen ist. Zwar kannst Du auch mir danken, denn ich bin die intellectuelle Urheberin der Gabe. Vor einigen Tagen mahnte ich ihn, ein Weihnachtsgeschenk für Dich nicht zu vergessen. Er dankte es mir, daß ich ihn daran erinnert und meinte, er habe zufällig (!) einen Schmuck aus den Münzen machen lassen, die Dir kürzlich so überaus gefallen hätten, auch erinnere er sich, daß Du geäußert, es sei Dir schmerzlich, in Deinem Zimmer kein Bild Deiner Mutter zu besitzen. Ist das nicht sehr hübsch von Mar, Liebchen? Besonders, weil er das Alles nur aus Liebe zu seiner alten Mama thut. Ja, wenige Männer gleichen meinem Sohne!“

Am zweiten Weihnachtsfeiertage sah die Baronin eine kleine, gewählte Gesellschaft zum Diner bei sich; es war verabredet, nach demselben gemeinschaftlich das Schauspielhaus zu besuchen. Man amüßte sich ausgezeichnet, wie stets bei ihr und auch dem Blindesten konnte es nicht verborgen bleiben, daß Steineck völlig in den Fesseln des reizenden Haidekindest lag.

„Sie weiß ihn wirklich ausgezeichnet zu behandeln,“ sagte Frau von Hollfeld zu ihrem Sohne, als sie für einen Augenblick, sich selbst überlassen, beim Kaffee in einer tiefen Fensterbank zusammenfaßen. „Sieh nur, wie sie ihn in Schach hält! Diese gleichgiltige Nonchalance, die sie ihm zeigt, ist das Richtige einem so verwöhnten Manne gegenüber und reizt ihn stets aufs Neue, und das weiß sie ganz genau, die kleine Heuchlerin! Du zum Beispiel gefällst ihr viel besser. Sie wendet sich stets an Dich, fragt Dich um tausenderlei Dinge und nimmt Interesse an Allem, was Dich angeht. Aber das ist nur Schein! Mich führt sie damit nicht irre! Niemand kann besser in dem Herzen eines Mädchens lesen als ich, glaube es mir!“

„Gewiß, Mama, das wissen wir ja Alle; in solchen Fällen wirst Du hellsehend,“ erwiderte Mar mit einem seltsamen Lächeln. Bald darauf setzte er seine Tasse nieder und gesellte sich zu den Beiden. Lilli bewahrheitete sofort die Worte ihrer Ballmutter, indem sie sich von Steineck ab- und Mar zuwandte, dessen Erklärungen über ein altes Bild sie mit schimmernden Augen lauschte.

Als sie in den Wagen stiegen, hob Steineck Fräulein von Jeger hinein und hüllte sie sorgsam in den weißen Pelz. Mar schaute so finstern Blicks darein, daß Steineck lachend zu ihm sagte:

„Auch Du, Mar?“

Baron Hollfeld starrte ihn an, mit der unnahbaren Miene, die er selbst seinen besten Freunden gegenüber aufsetzte, wenn sie wagten, seine Privatangelegenheiten näher zu berühren. „Ich verstehe Dich nicht!“

„D, Du verstehst mich gut genug! Aber hüte Dich, hier in mein Gehege zu kommen, lieber Mar!“ Graf Steineck sagte das lachend, allein man konnte den Ernst seiner Meinung heraus hören und im Innern fügte er hinzu: „Der verwünschte Mensch wäre ein gefährlicher Nebenbuhler. Dennoch, es müßte seltsam zugehen, wenn ich nicht Sieger bleiben sollte. Ein Steineck abgewiesen — undenkbar!“

Nach dem ersten Akte des Schauspiels erschienen beide Herren in der Loge der Baronin, wo in jeder Zwischenpause eine lebhafteste Unterhaltung geführt wurde. Lilli wandte sich wieder so oft an Mar mit ihren Fragen, daß eine leichte Wolke die Stirn ihres Verehrers beschattete.

„Es befremdet mich, daß Mar sie so in Anspruch nimmt,“ dachte die wieder in Sorge schwebende Ballmutter, „er, der sonst so taktvoll ist und sich selbst so wenig für junge Mädchen interessirt.“

Und mit der feinen Diplomatie, die ihr in ähnlichen schwierigen Fällen schon oft zu Gebote gestanden hatte, zog sie ihren Sohn geschickt in eine Unterhaltung, und während er sich bückte, um den fallengelassenen Fächer aufzuheben, flüsterte sie ihm in's Ohr: „Ueberlaß Lilli Steineck! Er hat ein Recht dazu, er hat sich heute ihr gegenüber ausgesprochen.“

Als Mar den Kopf wieder erhob, war sein Gesicht, wahrscheinlich in Folge des Rückens, dunkelroth. Er überließ das junge Mädchen wirklich Steined's Unterhaltung und die Baronin beglückwünschte sich selbst zu ihrer eigenen Gesichtlichkeit. „Es geht doch nichts über ein wenig Takt!“ dachte sie.

Aber trotz ihres Tactes oder vielleicht weil ihr Sohn diese werthvolle Eigenschaft nur in geringem Maße besaß, mußte Steined nach dem Schlusse der Vorstellung sie selbst zum Wagen geleiten, während Mar Lilli führte. „Schrecklich dumm von Mar!“ schalt sie innerlich, während sie den Mantel um ihre Schultern zog.

Mar sprach, während er Lilli durch den Corridor führte, mehr und lebhafter als sonst. „Meine Mutter hat mir eine Neuigkeit erzählt, Fräulein von Jegor — komme ich zu früh mit meinem Glückwunsch?“

Lilli erröthete und warf ihm einen unsichern, fragenden Blick zu. In Worten Etwas zu erwidern, blieb ihr keine Zeit, da Frau von Hollfeld bereits im Wagen war.

„Mein liebes Herzchen,“ sagte die Baronin, als sie dann behaglich in ihrem eleganten Boudoir saß, „mache mir die Freude und singe mir noch ein Lied. Wer weiß, wie oft ich Dich noch hören kann!“

Ohne ein Wort der Erwiderung, ging Lilli zum Flügel; sie sah bleich aus. Vielleicht ließ das schwarze Sammetkleid sie so blaß erscheinen. Sie suchte eine Weile in ihren Noten, schob dann aber Alles zurück und fragte: „Darf ich ein Volkslied singen? Ich kann die Noten nicht sehen, meine Augen schmerzen.“

Und sie sang Schäffer's gefühltes Haidekind. — Die beiden Damen ahnten nicht, daß Mar ihnen gefolgt war und im dunkeln Nebenzimmer verweilte. Welche Gefühle mochten ihn bestürmen, als es so leidenschaftlich und herzergreifend zu ihm herüberklang:

„Wär ich geblieben doch auf meiner Haide,
Dann hätt' ich nichts gewußt von all' den Leiden!
Wär' ich daheim doch nur! wär' ich geblieben!
Dann hätt' ich nichts gewußt von all' dem Lieben!
Bleiben ach, darf ich nicht — und kann nicht scheiden!
Wär' ich geblieben doch auf meiner Haide!“

Vielleicht sah sie vor sich ihre Heimath, die weite, röhlich blühende Haide im fernen Ungarland, sah wieder die blauen Libellen unbeweglich, wie ein schimmerndes Stäbchen, über den Erikablüthen schweben und die Luft in der heißen Sonne so seltsam zittern, sah sich selbst, ein fröhliches, ahnungsloses Kind, dort im Schatten der alten Tanne liegen — — —

Und nun, und nun? —

Hestig sprang sie auf; im Nebenzimmer klang eine Thür. Mar war leise hinausgegangen.

„Welch trauriges Lied, Lilli!“ sagte die Baronin, „gar nicht geeignet für eine Braut. Denn nicht wahr, Liebchen, Steined hat sich heute erklärt?“

„Graf Steined? Bitte, sprechen Sie nicht von ihm, ich hasse seinen Namen!“

Frau von Hollfeld schrak so heftig zusammen, daß sie beinahe ihre Theetasse umgeworfen hätte.

„Du hassest seinen Namen? Warum, um's Himmels Willen?“

Lilli antwortete nicht, sondern zerzauste mitleidslos die Rosen in ihrem Gürtel.

„Was hat er Dir zu leide gethan?“

„Er hat mir Nichts gethan!“

„Wer hat Dir denn Etwas gethan?“

„D Niemand, Niemand! aber ich kann Graf Steined's Namen nicht mehr hören!“

Die Baronin war fast sprachlos vor Ueberraschung. „Ich verstehe Dich nicht im Allgeringsten,“ sagte sie endlich. „Wenn ich nicht irre, so hörte ich heute, wie er Dir seine Liebe erklärte und als Mar Euch störte, sagte, er wolle morgen kommen und sich Deine Antwort holen. War's nicht so?“

„Ja!“

„Und doch sagst Du, Du hastest seinen Namen?“

„Wenn er sich herabläßt, mir einen Heirathsantrag zu machen, folgt denn so sicher daraus, daß ich ihn in Demuth und mit Freuden annehmen muß, Frau Baronin?“ fragte Lilli, hastig mit einem Elfenbeinfächer spielend, den Mar ihr als Ausgleich einer Wette gegeben hatte.

„Du willst damit doch nicht andeuten, daß es Dir in den Sinn kommen könnte, ihn auszuschlagen?“ rief die Baronin, im Uebermaße ihres Entsetzens aus ihrem Sessel auffpringend.

„Warum sollte ich es nicht?“

„Warum? Du fragst noch, warum? Du hast eine Eroberung gemacht, nach der die stolzesten Töchter der stolzesten Familien vergeblich trachteten, einen Mann erlangen, der Dir die höchste, glänzendste Stellung bieten kann und Du sprichst davon, ihn abzuweisen! Lilli, Du mußt den Verstand verloren haben!“

Die Baronin sprach heftiger, erregter, als sie je in ihrem Leben gesprochen hatte. Steined, der Gefeierte, der Erfehrte, der Held des Tages legte sein Herz, seine Hand,

seinen Reichthum, seine Grafenkrone zu den Füßen eines kleinen Mädchens nieder, und dieses weigerte sich, sie anzunehmen! Es war haarträubend! genug, um eine Heilige außer sich zu bringen, und die Baronin machte nicht einmal darauf Anspruch, eine Heilige zu sein. Lilli schlug erregt ihren Fächer auf und zu.

„Sie sprachen mit Baron Mar heute Abend von —“

„Ich deutete es ihm an. Mar wußte schon lange, wie sehr ich diese Verbindung wünschte und da Steined einer seiner ältesten Freunde ist und er auch ein freundliches Interesse an Deinem Schicksal nimmt, so wollte ich ihn nicht länger im Dunkeln lassen, da ich überdies Deines Jawortes gewiß zu sein glaubte. Und Lilli, mein Liebling, nicht wahr, Du hast auch nur einen Scherz mit mir gemacht?“

Lilli erhob sich ebenfalls und schleuderte den Fächer von sich, als sei das zierliche Elfenbein glühendes Eisen. „So rathen Sie mir, Steined zu heirathen?“

„Selbstverständlich, mein bestes Kind! Du hast keine Idee davon, welchen Einfluß er ausübt, wie enorm sein Vermögen ist, wie prächtig seine Besitzungen, wie glänzend seine Schlösser! Alles das soll Dein sein und Du zögerst —“

„Mich von Graf Steined kaufen zu lassen!“

„Kaufen zu lassen? Du hast wahrlich eine ebenso merkwürdige Ausdrucksweise wie mein Sohn.“

„Ihn zu heirathen, seiner Güter, seines Einflusses und seiner Stellung wegen, scheint mir wenig schmeichelhaft für den Grafen Steined.“

„Das sehe ich nicht ein! Er ist ein anziehender Mann und Du wirst ihn lieb gewinnen —“

Lilli schüttelte heftig den Kopf.

„Und dann bedente,“ fuhr die Baronin eindringlich fort, um so eindringlicher, als sie damit ihr eigenes Gewissen zum Schweigen bringen wollte, „welch ein Glück es gerade für Dich ist! Du brauchstest Deinen Eltern und Niemandem mehr zur Last zu fallen und solltest Dich wahrlich nicht lange bedenken. Ein Mädchen wie Du, ohne Rang, ohne Stellung, ohne einen Pfennig Vermögen darf nicht so wählerisch sein!“

Das war vielleicht das Boshafteste, was die Baronin je ausgesprochen hatte und es traf ihren jungen Schützling härter, als sie ahnte.

Mit brennenden Wangen und blitzenden Augen entgegnete sie: „Nichts mehr, Frau Baronin! Sie haben genug gesagt! Morgen verlöre ich mich dem Grafen!“

Schnell verließ sie das Zimmer und die Baronin blieb in einem sonderbaren Gemüthszustande zurück. Das Gefühl des Triumphes wurde ein klein wenig getrübt durch die Furcht, Lilli möchte ihr später Vorwürfe machen, wenn ihre Ehe nicht glücklich würde. —

Am andern Morgen aber waren alle Wolken verflogen. Heute kam ja Steined und kam als Bräutigam. Frau von Hollfeld las schon im Geiste die Verlobungsanzeige und hörte die erzwungenen Glückwünsche der Freifrau von Lingen. Sie war niemals in glücklicherer Stimmung, in sonnigerer Laune gewesen, als sie sich an ihren eleganten Schreibtisch setzte und einen Brief folgendermaßen begann: „Meine theure Julie! Wie glücklich macht es mich, Dir über Deine kleine Lilli eine Mittheilung machen zu können...“

Hier wurde sie durch Mar unterbrochen, dem sie, strahlend vor Wonne, entgegenrief: „Du hast mir gestern Abend gar nicht gratulirt, lieber Junge! Nun hole es nur gleich nach —“

„Also war Deine Mittheilung gestern ernsthaft?“

„Natürlich! Steined befindet sich jetzt im Salon bei Lilli, um sich das Jawort zu holen. Denke Dir mein Erstaunen, als ich gestern Abend mit ihr davon sprach, bestand sie aufs Heftigste darauf, ihn abzuweisen. Steined abweisen! Undenkbar! Ich habe ihr aber tüchtig meine Meinung gesagt und endlich hatte ich sie überredet!“

„Großer Gott! was hast Du gethan?“

„Gethan?“ wiederholte die Baronin, „ich habe sie überredet, so sehr ich vermochte, ihr Jawort zu geben. Jetzt hat sie es wol schon gegeben, will's Gott!“

„Du hast sie dazu überredet! Gott vergebe es Dir!“

Die Baronin wurde todtenblaß und starrte ihn in tiefstem Schrecken an. „Mar, Mar, was willst Du damit sagen! O nur nicht, daß Du Lilli liebst!“

„Mutter, warst Du denn blind!“ Er verbarg sein Gesicht in den Händen und die Baronin saß wie zu Stein erstarrt.

„Mar liebt sie und ich habe sie überredet, Steined zu heirathen — meinen Sohn habe ich unglücklich gemacht!“ so tönte es unaufhörlich in ihrem Innern. Der Höhepunkt ihres Glends war erreicht, eine Katastrophe ohne Gleichen war über sie hereingebrochen. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, sie haßte sich selbst, aber bei alledem konnte sie den von ihr selbst herausgeschworenen schweren Schlag auf das geliebte Haupt ihres Sohnes nicht mehr abwenden.

„O Mar, mein lieber, lieber Sohn! was soll, was kann ich thun!“ stöhnte sie endlich.

„Nichts, Mutter! Ein Mädchen, das im Stande ist,

sich an einen ungeliebten Mann wegzugeben, ist keine Frau für mich, wenn ich auch die bittersten Entsagungsschmerzen leiden muß.“

„Aber sie wollte es ja nicht, Mar! Ich habe sie ja überredet!“

„Wenn sie mich geliebt hätte,“ sagte er mit zitternden Lippen, „so wäre sie nicht so leicht zu überreden gewesen. Bitte, laß mich allein, ich muß allein sein!“

Seufzend verließ ihn die Baronin und stieg langsam die Treppe hinauf. „Ich bin bestraft!“ dachte sie. „Bestraft dafür, daß ich in das Geschick Anderer eingreifen wollte. O mein armer Mar! Könnte ich nur — himmlischer Vater, was ist das?“

„Das“ war ein Mann, gegen den die Baronin, da ihre Augen thränenverschleiert waren, angerannt war und der nun zu ihrem Erstaunen eiligst hinunter eilte und das Haus verließ. Steined.

Ein Gefühl, gemischt aus Freude und Schrecken, Furcht und Hoffnung, füllte das Herz der Guten, als sie in größter Hast die Thür zum Salon aufriß. Lilli war allein; dort stand sie neben dem Christbaum; sie wandte sich um und zeigte ihr todtenblaßes Gesicht.

„War Steined hier?“

„Ja.“

„Und Du hast ihn ausgeschlagen?“

Lilli richtete sich hoch auf und erwiderte stolz: „Ich habe ihm gesagt, daß vollkommene Gleichgiltigkeit ein schlechter Dank für seine Liebe sein würde. Ich wollte mein Ihnen gegebenes Versprechen halten, Frau Baronin, aber ich konnte nicht! Und nun lassen Sie mich fort, heim in die Haide.“

Die Baronin küßte das junge Mädchen mit einer Wärme, welche dieses in das höchste Erstaunen versetzte.

„Gott sei Lob und Dank, mein liebes, liebes Kind! Lilli, nun gesteh mir — Du liebst einen Andern?“

„Frau Baronin, Sie haben kein Recht —“

„Doch, doch, mein Kind — ist dieser Andere nicht mein Sohn?“

Lilli erzitterte und brach in Thränen aus, Thränen, die Mar bald trocknete, als er das Mädchen mit einem innigen: „Mein Haidekind! meine süße, kleine Lilli!“ in die Arme schloß. — — —

Mar und Lilli sind ein sehr glückliches Paar geworden und die Baronin sonnt sich im Glücke ihrer Kinder; sie ist sogar vollkommen unempfindlich gegen die Bosheiten ihrer „theuren“ Adelaide. Aber am Hochzeitstage hat sie sich doch heilig gelobt: „ich will nie wieder Ballmutter sein!“ — Und sie hat ihren Schwur gehalten.

Aus der vortrefflichen Ballmutter ist eine noch vortrefflichere Großmutter geworden, ein Avancement, das ich allen ihren Schwestern aufs Herzlichste wünsche.

Ein Frühling in Athen.

Aus dem Tagebuche einer Deutschen.

Von Clarissa Kohde.

(Fortsetzung.)

V.

Am andern Morgen nach dem Frühstück besuchte mich Agnise auf meinem Zimmer. Sie sah ruhiger aus als am Abend vorher und erzählte mit unverkennbarer Befriedigung, daß ihre Mutter und Aglais zum Phaleron gefahren seien und erst zum Diner zurückkehren würden.

„Der Tag gehört uns!“ rief sie, „und wenn es Ihnen recht ist, Fräulein Günther, füllen wir die Zeit des Wartens bis zur Ankunft des Professors mit der Lectüre eines deutschen Buches aus.“

Sie nahm bei diesen Worten ein Buch aus ihrem Arbeitskörbchen und reichte es mir. Ich schlug das Titelblatt auf und las zu meinem Erstaunen auf demselben: „Nathan der Weise.“ „Wie kommen Sie,“ fragte ich, „gerade zu diesem Buche, das Ihre Mutter, wenn sie den Inhalt kennt, der freisinnigen religiösen Richtung wegen, Ihnen zu lesen gewiß verbieten würde?“

Sie lächelte und sah mich mit einem eigenthümlichen Blicke an. „Wie ich dazu komme? nun natürlich durch Jemand, der die deutsche Sprache und die deutschen Dichter genau kennt.“

Ich fragte nicht weiter, wußte ich doch, oder glaubte ich doch zu wissen, wen sie meine.

„Ihnen gefällt also die Dichtung?“

„Zweifeln Sie daran? O, Fräulein Günther, dann kennen Sie mich noch wenig. Ich, die ich so unter den Vorurtheilen, unter dem gedankenlosen Festhalten an altüberkommenen Sitten und Gewohnheiten leide, ich sollte nicht begeistert einem Dichter zustimmen, der so beredt für die Freiheit des Gedankens, für den Sieg der Liebe über alle äußeren trennenden Schranken kämpft? So sehr ich an meinem Vaterlande hänge, glauben Sie mir, ich würde es

aufgeben, würde mich für immer von ihm trennen, wenn ich die Heimath mit dem Preis meiner bessern Gefühle erkaufen müßte."

In ihren Zügen blitzte bei dieser Rede eine so leidenschaftliche Energie auf, ihre nachtschwarzen Augen leuchteten so begeistert, daß ich wol begriff, wie sie die Liebe eines edlen Mannes gewinnen, ihn ganz für sich hinnehmen mußte. Gewiß, sie war des Kampfes, war einer unbedingten Hingabe werth.

Wir hatten kaum den ersten Act des Dramas zu Ende gelesen, als der Professor schon gemeldet wurde. Wir fanden ihn unten im Salon; er begrüßte uns freudig und fragte Agnise, wie sie es angefangen habe, die Erlaubniß ihrer Mutter zu unserm Spaziergange zu erhalten.

"Es hat ein wenig Kampf gekostet!" entgegnete sie, "aber Mama gab nach, da ich über Kopfschmerzen klagte, die ein Spaziergang in der schönen Frühlingsluft besser heilen würde, als die langweilige Fahrt zum Phaleron. Da ich mich sonst gefügiger zeige, gab sie nach und ließ mich hier unter dem Schutze des Fräuleins Günther."

"Und sie weiß um Ihre Absicht, uns bei unserm Gange nach der Akropolis zu begleiten?"

"Ganz gewiß! Sie haben für Fräulein Günther gestern die Erlaubniß erhalten; natürlich darf ich mich von ihr nicht trennen."

Sie lachte dabei und ich wandte mich ab, meine Verlegenheit zu verbergen. Mir gefiel dieses Intriguenspiel nicht, noch viel weniger die Rolle, die man mir dabei zu theilte. Der Professor schien meine Verstimmung nicht zu beachten, nahm Agnise bei der Hand und sah ihr in die Augen. "Wie ist die Stimmung?" fragte er.

"Gut!" entgegnete sie. "Ich habe mir Ihre Lehre vorgehalten und will versuchen, den Augenblick zu genießen."

"Ohne deshalb doch der Sorge für die Zukunft zu vergessen."

Ein köstlicher Frühlingstag begrüßte uns draußen. Himmel und Meer wetteiferten in leuchtendem Blau, auf den Feldern sproßten die Saaten und in den Rahmen der Flüsse und Bäche, ja selbst auf dem Felsgestein, wo nur ein wenig fruchtbare Erde vorhanden war, sprießte und blühte es in farbenprächtiger Schönheit. Wie ein Teppich breiteten sich die Frühlingsblumen über den Boden; zwischen den weißen Stierblumen purpurne Anemonen, jene zarten Blüthen mit den sammtartigen Blättern, die der Volksmund Blut des Adonis nennt, denn, wie die Sage erzählt, seien sie dem Boden entsprossen, als Aphrodite sich weinend über den durch den Eber tödtlich verwundeten Adonis beugte und ihre Thränen mit dem Blute ihres Lieblings sich mischten. Und in dieser heiter lachenden Natur bewegten sich festlich gekleidete Menschen, froh und doch still, voll harmloser Luft. Der erste Fastentag ist einer der hochgehaltensten Feiertage Athens, der Zwischentag zwischen Fastung und Fastenzeit, die sehr streng gehalten wird. An diesem Festtage, den die vornehme Welt promenirend am Ufer von Phaleron zubringen pflegt, wallt das Volk zu den Kirchen und Kapellen, um seinen Heiligen Kerzen darzubringen und dann noch einmal dem Genuße harmloser Freude sich hinzugeben.

Unter den Säulen des Olympions sitzen Bürger beim Kaffee, ihre Wasserpfeifen rauchend, im Kreise ihrer Familien. Auf den Höhen ringsum belustigt sich das Volk bei Spiel und Tanz; dort sieht man Bursche und Mädchen, das Haupt mit Blumen bekränzt, wie im Frühlingsmond der Alten, zu den Tönen der Gitarre und Pfeife auf und nieder wandeln; Andere sind um ein mit Wein gefülltes Faß auf dem Boden gelagert und schauen den kunstvollen Reigen oder Einzeltänzen der Männer zu, die, obwol mit Ausschluß der Frauen, voll südlicher Leidenschaft diesem Vergnügen sich hingeben. Der neue und für mich so überraschende Anblick des fremdartigen Volkstreibens verschuchte die trübennigen Gedanken und Agnise schien gleichfalls mit voller Lust sich an dem Schauspiel zu ergötzen. Am Olympion löste sich aus der froh bewegten Menge ein Herr und trat auf uns zu; es war Dr. Lazzaros, der schöne, junge Grieche, den ich schon einmal auf der Promenade gesehen hatte. Er begrüßte den Professor und Agnise wie vertraute Freunde und schloß sich uns an. Mir war es lieb so, denn ich war froh, einen zweiten Zeugen des *toto à toto* zwischen Agnise und dem Professor zu erhalten und fühlte weniger schwer die Verantwortung. Während wir durch die Stadt nach dem Dionysostheater gingen, blieb er an meiner Seite. Ich begriff bald, daß diese Begegnung keine zufällige sei; doch ging es sich jedenfalls angenehmer zu Bieren als zu Dreien. Lazzaros sprach ein vorzügliches Deutsch, was mich nicht verwunderte, da er ja, nach Aglaia's Mittheilung, in Deutschland studirt hatte, zeigte auch sonst eine überraschende Bildung und ungewöhnliche Kenntnisse. Die formale Schönheit seiner Züge wurde durch die geistige Belebung während der Unterhaltung noch erhöht. Dabei fiel mir plötzlich in seinem Gang, in seiner Haltung, in der ganzen hohen, stattlichen Gestalt eine frappirende Aehnlichkeit mit dem armenischen Wunderdoctor auf,

der gestern mit seinen Genossen so geheimnißvoll in der Gesellschaft erschienen und wieder verschwunden war. Neue Räthsel erfüllten meinen Geist. In welchem Zusammenhang stand er mit Agnise und dem Professor? War er nur der hilfreiche Freund oder verfolgte er eigene Zwecke?

Wir waren mittlerweile beim Dionysion angelangt, wo der Professor mich an seine Seite rief, um mir eine Erklärung der Einrichtung der alten Bühne zu geben und mir dieses und jenes interessante Bruchstück alter Zeit zu zeigen. Lazzaros gesellte sich jetzt zu Agnise. An eine der zertrümmerten Silenstatuen des Prosceniums gelehnt, das Antlitz mit den klassischen, in diesem Augenblick so warm belebten Zügen dem jungen Gefährten zugewandt, erinnerte das schöne junge Mädchen lebhaft an jene Idealbilder der alten Welt, die durch die großen Meister der Sculptur und Poesie ein ewiges Leben erhalten haben, an eine Sappho oder Antigone, welcher letzteren der Dichter die schönen, echt weiblichen Worte in den Mund gelegt hat: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!

Der Professor hegte vielleicht ähnliche Gedanken; denn als wir weiter den neu aufgedeckten ehemaligen Säulengang, der einst das Dionysostheater mit dem Odeion verband, hinunterschritten, sagte er lächelnd auf das vor uns gehende Paar deutend: "Perikles und Aspasia!"

Der Weg stieg an, der Professor reichte mir seinen Arm, Lazzaros erwies Agnisen indessen nicht die gleiche Artigkeit. "Nehmen Sie meinen Arm ohne Scheu," sagte der Professor, mein Zögern beim Blicke auf Agnise bemerkend. "Lazzaros hat Rücksichten zu nehmen und die griechische Sitte verbietet solche Artigkeit einem fremden Manne. Nur dem Gatten oder Bräutigam ist sie erlaubt. Er hat natürlich nur Agnise dabei im Auge, denn im Uebrigen ist er ganz der Mann, jede seiner Handlungen zu vertreten. Dieser junge Grieche ist von seltenem Charakter, eine durch und durch noble Natur; sein Vaterland könnte stolz sein, wenn es viele solcher Bürger besäße. Aber ideale Tugenden weiß man hier leider noch wenig zu schätzen, deshalb ist es ihm ja bei all seinem gediegenen Wissen so schwer geworden, im Vaterlande nur das tägliche Brod zu gewinnen. Mißt man doch den Werth des Menschen hier noch mehr als anderswo nach seinem Gelde, ja die griechische Sitte verurtheilt sogar eigentlich meinen armen Freund um seines Mangels an Vermögen willen zur Ehelosigkeit."

"Ist das möglich?" warf ich staunend ein.

"Sie haben wol schon gehört," fuhr der Professor fort, "wie heilig hier das Recht der Familien gehalten wird. So schön und ehrend das auch für den griechischen Volkscharakter sein mag, so geht man doch auch darin zu weit und macht zu einem beengenden Geseze, was freie Pflicht des Herzens sein sollte. Unverheirathet zu sein, gereicht hier einem Mädchen noch zur Schande, und da im Ganzen die wenigsten Frauen so viel lernen, um sich selbstständig durch's Leben helfen zu können, wird den Brüdern die Verpflichtung auferlegt, ihre Schwestern zu verheirathen und zwar, bevor sie selbst an eine Verheirathung denken dürfen. Da aber eine Heirath ohne Mitgift wiederum für ein Mädchen fast eine Unmöglichkeit ist, so verpflichtet Armuth gewissermaßen einen Bruder, der eine unverfögte Schwester besitzt, zu dauernder Ehelosigkeit. Das ist der Fall bei Lazzaros. Seine Eltern sind todt, er ist vermögenslos und hat eine ältere unverheirathete Schwester, die sein Hauswesen führt, übrigens ein gutes, bescheidenes Mädchen, das am meisten wünscht, ihr Bruder möge sich durch solche Vorurtheile an seinem Glück nicht hindern lassen."

"Natürlich wird er das auch nicht!" rief ich, lebhaft interessiert durch das Mitgetheilte.

"Wenn ihn die Verhältnisse nicht dazu zwingen, gewiß nicht! — Aber Sie wissen nicht, wie zähe man hier an alten Bräuchen hängt, und obenein in einem Lande, wo die Neigung bei einem Eheschlusse gar nicht mitzusprechen hat, wo die Ehe zu einer Art Handelsvertrag herabgedrückt ist; hier wird es einem Manne wie Lazzaros, der Liebe gibt und Liebe begehrt, was an und für sich schon zum Verhängniß werden kann, doppelt schwer, ein Weib zu gewinnen."

Der Professor hatte das Letzte mit einem Anflug von Melancholie gesagt, die ich wol verstand. Wortlos schritten wir weiter. Als wir den Burgfelsen erreichten, stand die Sonne bereits tief im Westen und vergoldete die Propyläen mit ihrem Glanze, während der Hymettos, sonst von lichtigem Grau, sich schon in den Purpur des Abends wie in einen Königsmantel gekleidet hatte. Wir stiegen die Stufen zum Parthenon hinauf und schauten schweigend dem Sonnenuntergange zu. Im fernen Westen waren die Höhen des Peloponnes und der hochragende Bergfegel von Akrokorinth wie in flammende Glut getaucht, ein Feuerchein ergoß sich über das Meer und die Inseln, deren Fuß die aufsteigenden Nebel gleich weißen Silberschleiern umwallten. "Nicht wahr," wandte sich Lazzaros zu mir, auf meinem Antlitz das Gefühl stiller Bewunderung lesend, mit der mich diese Herrlichkeit ringsum erfüllte: "Nicht wahr, die Athener hatten ein Recht, auf ihre Akropolis stolz zu sein?"

"Sie haben es noch!" entgegnete ich und citirte die

treffenden Worte eines Landmannes: „Zerstört — noch schön, gestürzt — ein Bild der Herrlichkeit.“

"So denken Sie, mein Fräulein, so denken viele Ausländer, die diesen herrlichen Fels besuchen. Meine Landsleute indessen haben, mit Ausnahme der Gelehrten, kaum eine Erkenntniß von dem, was sie in ihrer Vergangenheit besitzen, wenigstens wollen sie nichts von den Pflichten wissen, die die Erinnerung an vergangene Größe einem Volke auferlegt."

Er sprach mit einer Gereiztheit, die mir nach dem, was mir der Professor mitgetheilt hatte, sehr erklärlich schien.

"Solchen Erinnerungen gerecht zu werden ist gewiß sehr schwer," entgegnete ich begütigend. "Das neue Griechenland ist erst im Werden und hat daher wol die Fehler aller noch in der Entwicklung stehenden Staaten, die Unsicherheit, das Schwanken zwischen Altem und Neuem, das für den Einzelnen zuweilen bedrückend werden kann."

"Und ihn oft in unlösliche Conflictte stürzt," unterbrach er mich unter leidenschaftlichem Aufschlamm seiner schwarzen Augen, "ihn in Bahnen, zu Handlungen drängt, von denen er sich unter andern Verhältnissen als seiner unwürdig entschieden abwenden würde. So aber bleibt nur die Wahl zwischen gewaltsamem Durchbruch veralteter Bräuche und Vorurtheile oder feiger Selbstbesiegelung des eigenen Glendes."

Dieser Ausbruch eines tiefen Schmerzes, eines innern Zernüßnisses mit den nationalen Anschauungen seines Volkes, erregte um so mehr mein Mitgefühl, da ich eben erst den Werth dieses seltenen Griechen rühmend gehört hatte. Mein Blick begegnete dem des Professors, der zum Aufbruch mahnte, da die Sonne schon hinter den Bergen versunken war und die Nacht hier fast unvermittelt hereinbricht.

Agnise, in stummem Entzücken in den Anblick des Sonnenuntergangs verloren, seufzte tief auf:

"Ach, daß auch das Schöne so rasch vergehen muß!" rief sie. "Wer möchte solche Stunde nicht festhalten, der Sonne zurufen: weile noch, lasse die Nacht mit ihrem Dunkel nicht Herr werden über das Reich des Lichtes und der Schönheit."

"Und doch hat der Schöpfer durch die Flüchtigkeit des Genusses demselben erst seinen höchsten Reiz verliehen," entgegnete der Professor. "Ich erinnere Sie an Goethe's schöne Sentenz: 'Warum bin ich vergänglich, o Zeus?' so fragte die Schönheit. 'Macht' ich doch," sagte der Gott, 'nur das Vergängliche schön.'"

Die Mahnung zum Heimgehen war, wie ich bald erkannte, nur zu begründet gewesen, denn schon lag der Hymettos wieder grau und farblos unter dem immer dunkler werdenden Nachthimmel. Wir eilten jetzt alle nach Hause, denn auch Agnise fürchtete, die Mutter schon heimgekehrt und über ihr langes Ausbleiben erzürnt zu finden. Lazzaros verabschiedete sich, sobald wir die Stadt erreicht hatten. Als er zu mir trat, sagte er mit bewegter Stimme und so leise, daß nur ich seine Worte vernehmen konnte: "Es liegt viel in Ihrer Hand, mein Fräulein. Von Ihrem guten Willen hängt vielleicht das Glück oder Glend zweier Menschenleben ab."

Er wandte seinen Blick auf Agnise, die seitwärts mit dem Professor stand; ich begriff, was er meinte, ich sollte die Beschützerin des Liebesbundes dieser Beiden sein.

"Ich werde handeln, wie Pflicht und Ehre mir zu handeln gebieten," entgegnete ich zurückhaltend.

"Fragen Sie jetzt nicht allein die Pflicht!" sagte er leidenschaftlich, "es gibt Verhältnisse, wo das Herz allein entscheiden kann. Folgen Sie Ihrem Herzen, mein Fräulein, es wird Ihnen den richtigen Weg zeigen, denn ich erkenne, daß es gütig empfindet und weichere Gefühle ihm nicht fremd sind."

Damit verschwand er im Dunkel einer Seitenstraße, mich in meinen Zweifeln und Sorgen zurücklassend. Was hatte man vor, wozu sollte ich meine Hand leihen — welches neues Dunkel um mich? Warum ist man nicht offen zu mir, warum gebraucht man mich nur als unwissendes Werkzeug? Mein Stolz empörte sich dagegen; im Innern klang aber wieder des Professors weiche bittende Stimme: "Es ist manches hier, was Ihnen unerklärlich scheint; aber ich bitte dennoch um Ihr Vertrauen!" — Und ich hatte erwiedert: "Ich glaube an Sie!" Wie durfte ich da schwanken und zweifeln. Hatte er mich doch durch diese Bitte, durch mein Versprechen gefesselt, ich war nicht mehr frei und mußte handeln nach seinen Wünschen. Als ich in den Speisesaal trat, kam Aglaia mit etwas sauer-süßer Miene mir entgegen und fragte, ob uns die alten Trümmer so bezaubert hätten, daß die Zeit ganz darüber vergessen worden. "Wir sind schon seit einer Stunde wieder daheim!" fügte sie hinzu. Jetzt erst bemerkte ich, daß ein Gast anwesend war, Herr Vanos, der mit Madama Rhodopis und Agnisen in einer Fensternische in eifrigem Gespräche begriffen war. Wenige Minuten nachher setzte man sich zu Tische. Ich blickte nach Agnisen hin, sie sah sehr bleich aus, ihr Auge, das dem meinen begegnete, ruhte so tief traurig, so unfähig schmerzvoll auf mir, daß ich erschrock.

(Schluß folgt.)

Münchener Damenbrief.

Im October 1882.

Gnädige Frau!

Sie vermuthen mich in dem sonnigwarmen, mit Blumen und Früchten gesegneten Florenz, auf dem Wege nach Rom, und bekommen diesen Brief aus dem kalten, regnerischen, herbftlich öden München. Ja, wenn die Wolkenbrüche und die Ueberschwemmungen mir nur nicht einen garstigen Strich durch die Rechnung gemacht hätten. Nun muß ich hier warten ohne Gesellschaft, ohne Luft, selbst ohne Neigung für den Besuch der längstbekanntesten Kunstsammlungen zu verspüren, warten, bis die Wasser sich verlaufen haben. Nicht einmal Eleganz, hübsche Toiletten sieht man in diesem München außerhalb der Saison. Verzeihen Sie deshalb, daß ich meinem Unmuth in diesem Sauser Luft mache.

Aber ich will nicht ungerecht, nicht undankbar sein. Gestern an der Table d'hôte grüßte mich ein Herr. Denken Sie, es war der junge rumänische Mediciner, mit dem wir durch die Tiroler Berge geklettert sind. Also doch ein Bekannter! Und mehr als das, ein liebenswürdiger, geistvoller, hochgebildeter. Aber rathen Sie, was er mir vorschlug? Ich solle mit ihm in die elektrische Ausstellung gehen. Ich lachte ihm ins Gesicht. Was verstehe ich, was verstehen wir Frauen überhaupt von jener unsfaßbaren Kraft, ihrer Beherrschung, ihrer Verwerthung. Was kümmert es uns! Genug wenn wir den wilden Sproß der Electricität, den zuckenden Blitz, durch Kupferdraht von uns fernhalten, der ihn in die Erde ableitet. Das fragte ich ihn und glaubte ihn damit entwaffnet. Da aber lächelte er, jenes halb liebenswürdige, halb mitleidige Lächeln, das uns Frauen zur Verzweiflung bringt. Das wirkte mehr als alle weisen Gründe, alle gelehrten Auseinandersetzungen. Kommen Sie in die Electricität! rief ich halbäuglich und nahm meine Handtasche. Nicht so schnell, meine Gnädige, meinte er, diese Ausstellung besucht man nicht am Tage, sondern nur Abends. Ich war nun einmal gebunden und mußte dem jungen Bojaren folgen.

Gesteh ich's nur gleich, bedauert habe ich's nicht. Gerade deshalb fürze ich mir die Stunden meiner hiesigen halben Gefangenschaft und erzähle Ihnen davon. Freilich verstehen wir Frauen nichts von der Electricität, hier aber brauchen wir nur unsere Augen zu öffnen. Gegen acht Uhr fuhren wir zum Glaspalast. Ich glaubte, eine Feuersbrunst strahle ihre unheilvollen Reflexe aus. Rauch- und Dampf- wolken standen über dem Glaspalast. Sie waren von blendend weißen, rothen, gelben Lichtfluthen durchströmt, als ob sie selbst leuchteten. Die Giebel der Kirchen, die alten Thürme der Hauptstadt zeigten sich von Sonnenschein beleuchtet. Das seien, erklärte mein rumänischer Physiologe, Stücken elektrischen Lichts. Eine der Zugangsstraßen war gänzlich von diesem beleuchtet, nicht so absolut farblos, so stechend hell, wie wir es 1878 in Paris und später auf verschiedenen Bahnhofshallen gefunden haben, wie es die Berliner jetzt in ihrer Leipziger Straße vergenden sollen. Sie nannten das ein unsüdtliches, barbarisches Licht, gegen dessen Einführung alle Frauen sich verschwören müßten, weil es unseren Teint leichenhaft macht, unserm Gesicht scharfe dunkle Schatten verleiht, die Stoffe unserer Toiletten todtfarbig, häßlich verändert. Sie meinten, das wäre höchstens zur Erleuchtung von Kirchhöfen und Grabkapellen zulässig.

So hatte ich das elektrische Licht vermuthet, gefürchtet und dem Begleiter ungläubig zugehört, als er mir von Edison, von Glühlampen plauderte. Gelehrsamkeit ausstrante, die ich nicht verstand. Leider! Denn wieder sehe ich ein, daß man doch in dieser haßig vorbreitenden Welt von Allem etwas verstehen, sich also auch um die Electricität gelegentlich kümmern sollte. Dieses Licht wirkt sonnig warm, goldig heiter, thut den Augen wol und macht nicht die Präreflexion, in die kleinsten Fältchen dringen zu wollen. Dabei ist es kräftig genug, um alle Gaslampen halbdunkel erscheinen zu lassen. Erst drinnen in der Ausstellung staunt man seine wunderbaren Wirkungen an.

Denken Sie sich, gnädige Frau, den weiten Raum der Glashalle in einen Garten, einen Park verwandelt. Der Garten im Vordergrund hat saftig grünen Rasen, Teppiche, blühendes Gesträuch, tropische Blattpflanzen; in seiner Mitte raucht ein Springbrunnen auf. Er verliert sich all-

mähig in hohes Laubdickicht, in kleine Tannenheine, in Schatten. Dorthin führen Pfade, da gibt es Ruheplätze, da liegen, von dem Grün halb verborgen, die Gemäuer einer alten Kapelle, die Fassade eines Theaters und kleine andere Bauwerke. Dieser Garten ist überströmt und vollmondhell erleuchtet durch das bleiche, bläuliche Licht, das Sie kennen und verabscheuen. Also doch? höre ich Sie fragen. Rings um dieses künstliche Gartengefülle liegen aber trauliche Zimmer, kleine Salons, Arbeitszimmer, Wohnstuben, eine Restauration mit Garten, eine altdeutsche Weinstube, Bierhallen. Die Zimmer sind von den Sammlern und Kunstindustriellen Münchens wundervoll ausgestattet. Da liegen Smyrnaer Teppiche, da hängen türkische und persische Portiären, da sind die Wände mit kostbarem Holzwerk gefäest, da stehen Truhen, Bronzen, Zinngefäße, Majoliken, alte Luxusgläser, Statuetten; Gemälde hängen an den Wänden. Und alle diese Räume sind mit dem modernen elektrischen Lichte erleuchtet, mit dem warmsonnigen, goldig glänzenden, heiteren, das Sie zu dem elektrischen Lichte befehrt haben würde, wie es mich dazu befehrt hat.

Freilich mit Hilfe meines gelehrten Begleiters. Ich

hufeisenförmigen Kohlenfaden in Verbindung. Der Faden beginnt zu glühen und je mehr die Rotation den elektrischen Strom verstärkt, desto mehr verwandelt sich dieses Glühen in Leuchten. Das sind die elektrischen Glühlichtlampen.

Meine Neugierde war erregt. Ich hing mich an meines Begleiters Arm und wanderte durch die Ausstellung. Diese Glühlampen spenden das warme, heitere, goldtönige Licht, das Sie sicher auch entzücken und mit der elektrischen Beleuchtung versöhnen würde. Wir setzten uns auf eine der Ruhebänke in den Gartenanlagen. Da erfreut man sich erst an dem Gegensatz zwischen dem bleichen, gleich Vollmond-schein wirkenden älteren Lichte, das diesen künstlichen Park scharf erleuchtet, und jenem Glühlichte, dessen sonniger Glanz aus den Zimmern hervordringt. Sie hassen die Gasstrahl- leuchter, gnädige Frau, und Sie haben recht. Die Glühlicht- kronen würden Ihnen gefallen. Aus Zweigen und Armen von Bronze oder Krystall hängen wie dicke Glaspfropfen die Lämpchen nieder, in denen der Kohlenfaden leuchtet, ohne zu blenden. Reizende Gebilde hat die Kunstindustrie bereits für diesen Zweck geschaffen. Die geschmackvollsten kommen aus Berlin von Schaffer und Hauschner, Stobwasser, Spinn. Aber auch Ihr Arbeitszimmer, Ihren Schreibtisch, Ihr Lesepflichtchen können Sie elektrisch erleuchten. Da stehen Studirlampen mit deckendem Schirm, Salon- lampen, da hängen Laternen für Flur und Hof mit Glühlicht versorgt. Mein Rumäne triumphirte. Er hatte an mir eine vollständige Eroberung gemacht. Morgen, so versicherte er lächelnd, sollte mir die Electricität noch ganz andere Wunder ent- hüllen.

Aber ich verlange kaum mehr, als was ich heute davon gesehen. Wir traten in die Kapelle. Sie war halb dunkel. Nur eine Kerze brannte auf dem Betpulte vor dem Altar. Ein Priester in vollem Purpur-Ornat kniete da in stillem Gebete, den Rücken uns zugekehrt, so daß man nur den faltigen Purpur und das silberweiße Haupthaar sah. Plötzlich übergoß der Strahl einer elektrischen Sonne, aus einem der schmalen Fenster eindringend, die Gestalt mit blendendem Lichte. In den Winkeln und Ecken des grauen Gemäuers verschleuchte dieser Sonnenstrahl den Dämmer kaum, den Priester aber beleuchtete er wunderbar. — Aus der Kirche führte mich der junge Docent ins Atelier eines Photographen, der bei elektrischem Lichte Aufnahmen machte, von dort zu einem Gewächshause, dessen seltene Blumen, Früchte, Blattpflanzen sich unter der Einwirkung dieses Zauberlichts farbenprächtiger, üppiger, schneller entwickelten. Da überall vermögen die Glühlampen Edison's wenig oder gar nichts. Seien Sie deshalb nicht zu ungerecht gegen das Siemens'sche elektrische Licht. Jedes muß an geeigneter Stelle benutzt werden. Denken Sie, daß Ihre Treibhäuser und Wintergärten, denen Sie



Die St. Pauls Kathedrale, von der Themse aus gesehen. Aus dem Prachtwerke „Nordland-Fahrten.“ Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

mußte da ein Viertelstündchen Unterricht ertragen und den kann ich Ihnen ebenfalls nicht ersparen. Mein Rumäne führte mich in den dunkleren Hintergrund des Ausstellungspalastes. Dort puffen Dampfmaschinen, worunter Gasmotoren an kleinen Apparaten, aus denen Drahtfäden durch das ganze Gebäude gehen. Dort sollen die elektrischen Ströme erzeugt werden, deren Wirkungen wir in der Ausstellung anstaunen. Das Nähern und Entfernen eines Magnetpols und eines Drahtleiters soll diesen Strom erwecken. Aber das nützt nichts, sobald derselbe nur zu schwach entsteht. Nur wenn man den Draht in schnelle, gleichmäßige Umdrehung versetzt, steigert der elektrische Strom sich zu ungeheurer Stärke und Macht. Diese wirbelnden Rotationen leistet die Dampfmaschine, der Gasmotor kann das natürliche Gefälle des Wassers, wie bei Mühlenwerken, ebenfalls ausführen.

So ungefähr habe ich meinen gelehrten Freund verstanden. Nun kommt aber die Anwendung, die uns eigentlich allein interessiert. Jagt man diesen fürchtbar starken elektrischen Strom durch zwei Kohlenspitzen, so strahlt er dort das elektrische Licht aus, das wir kennen, das farblose, unerbittliche, grelle, damit mag man Bahnhofshallen und Fabriken, Straßen und allenfalls Gärten erleuchten, alle Orte, die nichts weiter brauchen als Helle. Es ist unser Siemens, der es geschaffen hat.

Nun kam aber ein junger Amerikaner Namens Edison. Er wußte, daß man einen Kohlenfaden in luftleerem Raume mittelst dieses selben elektrischen Stroms zum Glühen bringen könne. Er konstruirte kleine birnenförmige Glaskügelchen, führt einen Platindraht hinein und bringt den mit einem

künstlich Wärme und Wasser zuführen können, die aber bisher während des Winters das Licht der Sonne entbehren mußten, nun auch diese dritte wesentliche Bedingung zum Gedeihen allen Pflanzenlebens bekommen? Diese, das Sonnenlicht während des langen Winterdunkels verschafft uns die Electricität.

Es war halb zehn Uhr geworden, die Vorstellung im Theater begann. Hier waren wieder die Glühlichter Alleinherrscher. Auch Sie haben Scheu vor dem Besuche des Theaters, angesichts der Unglücksfälle. Warten Sie wenige Monate und jede Gefahr wird beseitigt sein, nicht durch die häßlichen Eisenvorhänge, nicht durch Nothausgänge, polizeiliche Maßregeln, sondern einzig durch das Glühlicht. Niemals habe ich eine Bühne so angenehm, so sonnenhell, so mild zugleich beleuchtet gesehen wie diese. Die Farbe und der Charakter der Stoffe, die Fleischöne der Arme und Gesichter, die das Siemens'sche Licht grünlich entstellt, erscheinen in voller natürlicher Frische, wirken weit reizvoller als bei Gaslicht. Man gab Ballet, Gruppierungen, lebende Bilder, verfinsterte und erhellte die Bühne mit gleich günstigem Erfolge. Glauben Sie mir, alle die häßlichen und verstimmenden Schutzvorrichtungen in den Theatern, die Sie so sehr verabscheuen, werden verschwinden vor den Glühlichtlampen. Was sollen die auch? Man wickelte eins der gläsernen Birnchen mit heller Glühlampe in einen Gazeroch, zerbrach das Glas, so daß der glühende Kohlenfaden frei ward. Aber er erlosch, ohne die Gaze zu entzünden, sofort. Da haben Sie doch wahrhaftig Alles, was man von einer feuer sichereren, wolthuernden, glänzenden Beleuchtung der Theater, Concertsäle, Salons zu verlangen berechtigt ist.

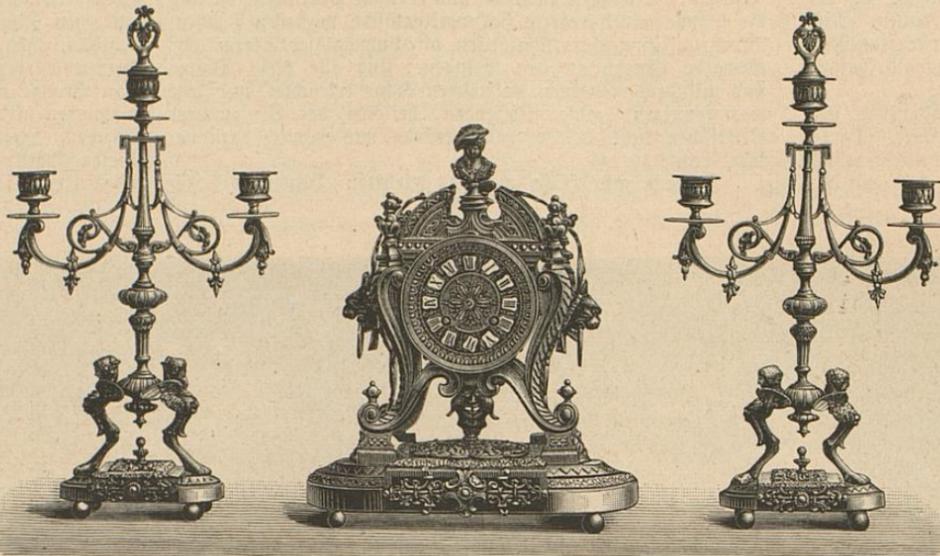
Mein Student bekam Durst. Auch ich hätte gern ein Stündchen geruht und das köstliche Münchener Gebräu ver-
sucht. Hier darf man so etwas wol thun. Wir gingen in
die Restauration. Sie bildet einen Garten, der auf den
größeren Ausstellungsarten hinausblüht, gerade auf die Fon-
taine, deren Strahl in rothem, grünem, gelbem elektrischen
Lichte flimmert. Der Biergarten wird mit Schnüren, Bogen,
Guirlanden von Glühlampen erleuchtet, die hier ihre Illu-
minationsaufgabe sehr reizend lösen und uns selbst, die Stoffe
unserer Kleider, die Blumen unserer Hüte gesund, angenehm,
effectvoll gleich der lieben Sonne beleuchten. Also wieder
eine neue Verwendung des Lichtes! Hier empfindet man direct
seine Freundlichkeit und Heiterkeit. Die alt-
deutsche Weinprobe zur Seite ist ein dunkles
Gemach. Drei Fenster, ganz mit Glasmalerei,
mit Darstellungen aus deutschen Märchen be-
deckt, empfangen von außen das Licht einer
elektrischen Sonne, das, gemildert durch die
farbigen Gläser, die Trinkstube angenehm er-
hellst. Wir blieben dort bis gegen Mitternacht.

Da haben Sie, gnädige Frau, meine
Beichte vom gestrigen Tage. Ich bin Ihnen
dieselbe schuldig, nicht nur, weil ich Ihnen
überhaupt einen Brief zugesagt habe, son-
dern auch, um vorgefaßte Meinungen zu ent-
kräften, die leicht Irrthümer werden können.
Man lernt hier viel, und sollen wir Frauen
nicht lernen, nicht wenigstens eine Anschauung
uns erwerben von dem Walten einer mäch-
tigen Kraft, die vorhanden gewesen, so lange
die Welt steht, die unsere Zeit aber erst er-
kundet und verwerthet hat zum Wohle der
Menschheit. Ich danke meinem jungen
Freunde dafür, daß er mich in diese Aus-
stellung gelockt und, wie ich Sie kenne, gnä-
dige Frau, so danken Sie gewiß ebenfalls
für diese flüchtigen Mittheilungen
Ihrer
Brigitte.

und Webstuhl die einzigen Waffen wären, welche die Griechen
zu führen verstanden.

Von jetzt ab begann Palermo mit seinem neuen wichtigen
Industriezweig mit Byzanz wetteifernd in die Schranken zu
treten. Das kaiserliche Gynäceum des byzantinischen Hofes
vertrat in Palermo das „Hôtel de thiráz“, * ein königliches
Institut, in welchem griechische und lateinische Christen vereint
mit Saracenen ihr künstlerisches Geschäft ausübten. Wie wir
oben bemerkten, besaß Palermo schon vor der gewaltsamen
Ueberjebelung griechischer Arbeiter auf die Insel arabische
Werkstätten, in denen kostbare Gewänder gewebt und mit
großer Geschicklichkeit durch Stickerei verziert wurden. Von

streben des christlichen Westens ein. Von Neuem wanderten
die Kunstformen des Orients an die europäischen Küste und
wurden hier begierig aufgegriffen. Wieder galt auch in der
Gewebeornamentik die absonderliche Thierwelt als das
conventionelle Decorationsmotiv. Löwen, Adler, Antilopen,
Leoparden, Hunde, Schwäne und allerhand für das abendlän-
dische Auge fabelhaftes Gethier, diesmal aber nicht mehr in
jener alterthümlichen Auffassung der tauendjährigen geflügelten
Portalhüter babylonisch-assyrischer Königspaläste, sondern
schmieglamer und lebendiger erscheinen sie, in arabischer
Uebearbeitung, mit dem Nimbus symbolischer Bedeutung
ausgestattet durch die Lehre des Propheten. Zwischen die
Thiergestalten finden wir häufig Pflanzen-
ornament eingeflochten oder auch bandartige
Verschlingungen mit goldenen eingewebten
Inchriften in lang gezogenen arabischen
Charakteren. Der Löwe, das alte Bild könig-
licher Kraft, bildet eine besonders beliebte
Darstellung, er ist das Symbol des Herr-
schers. Auf einem Goldbrocat aus dem XIII.
Jahrhundert lauert er blutlechzend, seine
Beute erwartend; über ihm, aus den Wolken,
aus denen Sonnenstrahlen hervorbrehen,
sinkt der Adler, die Fittiche einziehend, zur
Erde nieder. Beide Darstellungen sind Sym-
bole des Todes. In derartige Stoffe, so ge-
nannte Todentücher, zuweilen von größter
Kostbarkeit, hüllte man die leiblichen Reste
der Moslimen — im Abendlande blieben
diese Darstellungen unverstanden und dienten
kirchlichem und profanem Gebrauch. Ebenso
finden wir mit allerlei schnellflüchtiges Wild
bekendenden Hunden und Jagdleoparden deco-
rirte Jagdgewandstoffe, die Fürsten an Günst-
linge zu verschenken pflegten, in gleicher Auf-
nahme. Die italienischen christlichen Webe-
künstler beließen es bei diesen Musterungen,
und so wurden dieselben bis ins XIV. Jahr-
hundert auch von den oberitalienischen Fabri-
ken getreu typisch nachgebildet.



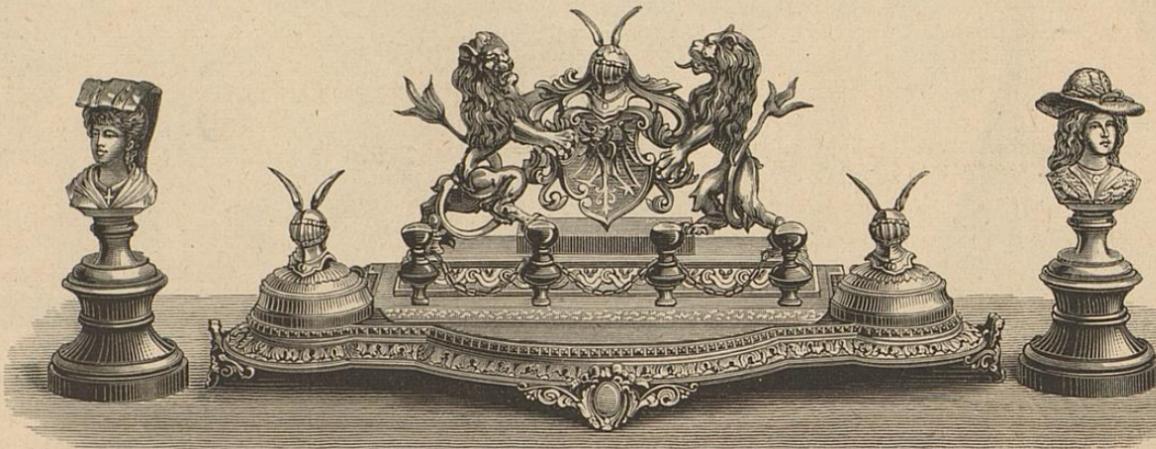
Leuchter. Standuhr. Leuchter.

**Sammet und Seide
im Mittelalter.**

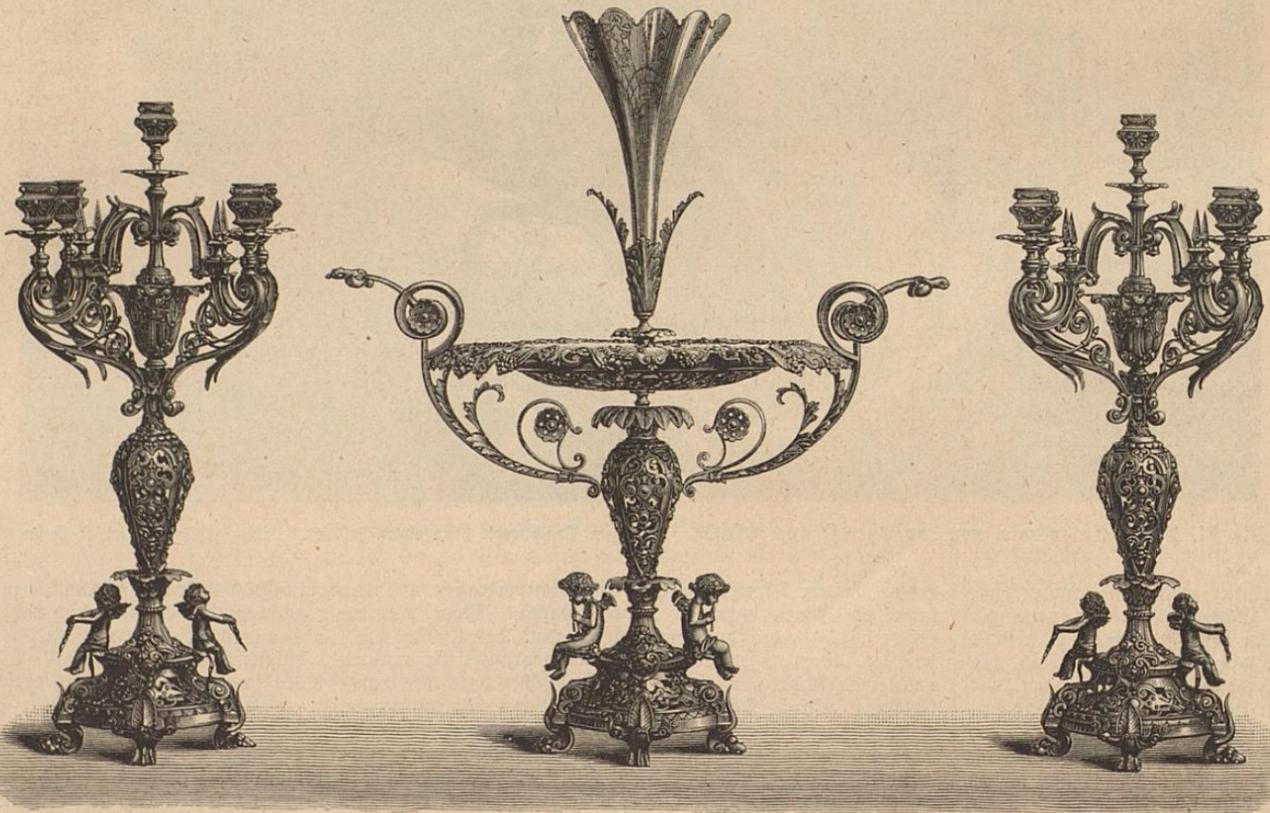
Von Eugen Kalesse-Breslau.
(Fortsetzung.)

Eine zweite Epoche in der
Geschichte der Seidenweberei
des Abendlandes bildet die
sogenannte sicilianisch-ara-
bische.

Als im Anfang des VIII.
Jahrhunderts die Araber sieg-
reich in Spanien eingedrungen
waren und sie in Cordova in
morgenländischer Pracht ihre
Chalifenresidenz, den berühmten
Sitz muselmännischer Kunst und
Wissenschaft, gründeten, als
überhaupt die Küstenländer
des Mittelmeers den an-
stürmenden Schaaren der
mächtig gewordenen Wü-
stensöhne, deren Stern am
Völkerhimmel damals auf-
ging, unterlagen, war auch
deren hochentwickelte Kultur
und geistiges Leben im Sü-
den Europas eingezogen.
Neben Mathematik, Astro-
nomie und anderen Dis-
ciplinen blühten die tech-
nischen Künste und mit die-
sen war auch die berühmte
Kunstfertigkeit des Morgen-
landes auf europäischen
Boden übergesiedelt. Auf
der Insel Sicilien hatten
schon lange die industriellen
Moslimen die Kunstweberei,
vor allem jedoch die Sticke-
rei gepflegt und ihre herr-
lichen Stoffe neben Byzanz
nach dem Osten und Westen
verhandelt, und in Spanien
hatte diese Kunst im XI.
und XII. Jahrhundert be-
reits die höchsten Gipfel der
Entwickelung erreicht. An
die Namen Cordova, Gra-
nada, Umeria knüpfte
sich der Ruhm weltbekann-
ter Manufacturen. Doch
erst kurz nach der Vertrei-
bung der Saracenen aus
ihren sicilianischen Sitzen
durch die krieglustigen
Normannen im XI. Jahr-
hundert und nach der Be-
gründung des Inselkönigreichs durch ihren Herzog Roger II.,
welcher Palermo zum glanzvollen Königssitz umwandelte, be-
gann auf der Insel die arabische Webekunst ihre glorreiche
Laufbahn. Der Umstand, welcher den Umschwung herbei-
führte und den Morgenländern zum zweiten Male ihre
Spinngeheimnisse raubte, war König Roger's siegreicher Grie-
chenzug im Jahre 1147. Die werthvollste Beute desselben,
die der junge Monarch nach der Aetnainsel neben vielen
Schätzen herübereschleppte, bildeten die griechischen Seiden-
weber männlichen und weiblichen Geschlechts, welche ihrer
Heimath entrisen, nunmehr in Palermos Mauern ihre ge-
rühmte Kunst ausüben mußten. König Roger schätzte ihre
Kunstfertigkeit hoch, die feigen Krieger mit den emsigen Ar-
beitern vergleichend, soll er ausgerufen haben, daß Spindel



Briefbeschwerer. Schreibzeug. Briefbeschwerer.



Candelaber. Tafelaufsatz. Candelaber.

Kunstgewerbliche Gegenstände aus dem Atelier von Max Friße in Berlin (s. „Kunst im Hause“).

hier kamen auch die Prunkgewänder — sie wurden im Jahre 1133
hergestellt —, in denen seit dem XII. Jahrhundert die deutschen
Kaiser die Krone empfingen, wahre Kunstwerke hoch-
entwickelter morgenländischer Technik und Decorationsgeistes.
Das „Hôtel de thiráz“ war eine der berühmtesten Webe-
werkstätten des Mittelalters.

Wie Byzanz in der Ornamentik unmittelbar sich morgen-
ländischem Einfluß unterordnete, ebenso war es auch Sicilien,
das sich von der hohen Cultur der eingewanderten Araber be-
herrichten ließ. Zwar waren die Moslimen auf der Insel der
Herrschaft beraubt, aber unter ihrem Scepter stand die Cultur
und unausslöschlich gruben sich die Züge dieser in die Be-

gedichten deutscher und französischer Minnefänger gerühmt und
gepriesen, ja selbst ihre Herkunft angegeben. Von der schönen
Kriemhilde Begleiterinnen heißt es:

„Mit dreihundvierzig Mädchen, die trugen Kleiderpracht,
Deren Stoffe waren in Arabia gemacht,
Kam Kriemhild zu der Kirche, herrlich angethan.
Wo ihrer längst schon harrete Siegfrieds ganzer Bann.“

Und weiter:

„Von Seid aus Ninive sie eine Borte trug,
Beseht mit Edelsteinen, die waren gut genug.“

Könnte auch je ein Stückchen Mittelalter mit Farbenpracht
und Luxus besser im Einklang stehen als die Zeit des Ritter-
romans und der abenteuerlichen Thaten im Damendienst?
Von den Drangenhainen Spaniens und den Nebenhügeln

* Thiráz (arabisch) bedeutet Schriftborte, Stickerei und auch in weiterem
Sinne Manufactur, den Ort, in welchem gestickt wurde.

des südlichen Frankreichs bis hinauf zu den Ufern des grünfluthenden Rheinstroms und den burgbekrönten deutschen Bergen zogen im Klang ihrer Lieder Troubadoure und Minnesänger und des jungen Ritters Sinn umgankelte schöner Frauen Gunst und ritterliches Spiel. Von dem fernen Morgenlande, von der heiligen Stätte, das frommer Glaube Saracenenhänden zu entwenden strebte, brachten die Gottesstreiter Schilderungen jener zauberhaften morgenländischen Pracht auf ihre Hüfe und suchten ähnlichen Luxus unter rauherem Himmel einzubürgern. Die Tracht, dann die stoffliche Ausstattung der Ritterwohnung, die Behänge von Wand und Möbeln strahlten in buntem Farbenschimmer von allerlei Stoff oder reich figurirter Stickerei aus fleißiger Damenhand. Hoch in des Himmels Blau aufstrebend erhoben sich auch damals stolz jene Bauwerke zu Gottes Ehre in den ersten Anfängen einer neuen Stilperiode, der Gothik, ausgestattet im Innern mit blendender Polychromie. Harmonisch verband sich mit dem Leuchten der mit buntem Glasmalereien geschmückten hohen Fenster die farbenreichen Bekleidungen von Altar und Priestergewand, die bemalten Figuren, Wandflächen und deren Glieder.

Der italienische Handel war indessen der Vermittler, der die Kunstzeugnisse der Levante in die europäischen Häfen brachte. Venetianer, Genuesen und Pisaner waren Herren des Mittelmeers geworden, ihre Schiffe holten neben köstlichem Balsam, Gewürz, Rosenöl und anderen Importartikeln die golddurchwebten Stoffe von den großen Stapelplätzen der kleinasiatischen und nordafrikanischen Küste. Aleppo, Tyrus, Catania, Lauris, Famagusta, vornehmlich Alexandria waren hier die Emporien für die gesuchten Handelswaren des Orients, die ihnen Karawanenzüge, von allen Richtungen kommend, aus dem Innern Asiens unaufhörlich zuführten. Das mächtige Bagdad, zur Zeit Marco Polo's eine Riesenstadt, lag inmitten der großen Handelsverbindungen, von hier liefen die Handelswege einerseits zu Tataren und weiter bis zum ummauerten China, auf der andern Seite über Aegypten und Marokkoland zu Andalusiens reichen Städten oder am Kaspimeer vorüber bis an die Bernsteinegestade des baltischen Meeres.

Diese Wege wanderten all' die Gaze-, Gold- und Seidenstoffe, die „Pfellers* aus Morgenland,“ die weit und breit berühmten Baldacinos oder Baldacs von der mächtigen Tigrishauptstadt Bagdad, die Damas (Damaste) von Damascus, die Goldgewebe von Alexandria und Antiochia, die Spinnweben gleichen Schleier von Marokkoland, die Sikkatuns, die Zendels (Zindel), die Zeituns (Satin) selbst vom fernen China her. In der Gidrum lesen wir von des Helden Horand reichen Geschenken:

„Schzig reiche Peller, die besten, die man fand,
Und vierzig Sigelate trug man auf den Sand.“
(Schluß folgt.)



In umstehenden Abbildungen reproduciren wir einige neue kunstgewerbliche Gegenstände aus dem wegen seiner trefflichen Arbeiten in Bronze und Zinkguss renommirten Atelier des Hrn. Max Frihe (Berlin SW., 3. Deutshtrasse). Als Hauptstücke werden der Tafelaufsatz und die beiden Candelaber im Stil der deutschen Renaissance zu bezeichnen sein. Die Höhe des Mittelstücks, mit der grün antiken Glasstulpe, ist 84 Cent., die der Candelaber 72 Cent. Die Schale aus durchbrochenem und eisiltem Bronzezug hat einen Durchmesser von 52 Cent. Da diese drei Gegenstände als Tafelschmuck gedacht sind, so ist die durchbrochene Schale in ihren feineren Ornamenten von leichterem Blätter- und Ranken-Gewächs durchschlungen. Den leicht wellenförmig gebogenen Rand bilden Renaissance-Schilder, von Füllhörnern flankirt, die ihren Inhalt an Früchten ausschütten. In gefälliger Schwung dienen abwärts gehende Henkel zugleich als Träger der Schale. Letztere stellt sich in Kassenform dar, besteht durchweg aus durchbrochenen Ornamenten und ruht auf einem von Löwenflauen mit musircirenden Genien gebildeten Piedestal. Denselben Unterbau wie die Schale haben auch die Candelaber, nur daß andere Genien am Fuße derselben Blumentränze halten.

In demselben Stile ist die Standuhr (35 Cent. hoch) und zwei dreiarmlige Leuchter componirt. Auf ovalem Sockel mit durchbrochenen Ornamenten ruht das eigentliche Uhrwerk, gekrönt durch eine weibliche Büste in mittelalterlichem Costüm. Die Seiten sind durch Ornamente, Löwenköpfe und Masken verkleidet.

Das Schreibzeug stellt sich zwar im Renaissancestil dar, ist aber mit heraldischem Schmuck vereinigt. Schon die Größe des Schreibzeuges (44 Cent. Breite) ist eine außergewöhnliche. Das Ganze macht durch seinen heraldischen Charakter einen vornehmen Eindruck und dürfte sich besonders zu Ehrengeschenken eignen. Die von Herrn Frihe entworfene Composition ist in dessen Fabrik in echter Bronze (cuivre poli) gegossen und ausgeführt. Die beiden Büsten sind von Frau Charlotte Tannenbaum modellirt.

Für diese Art Bronze-Arbeiten ist das Etablissement des Genannten hierorts wol eines der größten, sowohl hinsichtlich der Zahl der Arbeiter als auch der nöthigen Einrichtungen. Die Berliner Bronze-Industrie hat einen beispiellosen Aufschwung genommen und Herrn Frihe gebührt das Verdienst, für immer weitere Fortschritte auf diesem Gebiete bemüht zu sein, um der Concurrenz des Auslandes gegenüber deutschen Erzeugnissen Geltung zu verschaffen und dem deutschen Fabrikat auch die Märkte des Auslandes immer mehr zu eröffnen. Es geht dies u. A. daraus hervor, daß Arbeiten dieses Etablissements nach Frankreich, wo eine altrenommirte Bronze-Industrie florirt, in ziemlichem Umfange exportirt und in künstlerischer wie technischer Beziehung nicht selten den französischen vorgezogen werden.

* Pffell = lat. pallium, frz. paille = Stoff.

Bemerkenswerth ist, daß bei uns hinsichtlich der Stilart die deutsche Renaissance zwar noch vorherrschend ist, aber, wie der Renaissance die Rococozeit folgte, scheint dieser Kreislauf auch sich im Kunstgewerbe wiederholen zu wollen; die Rococoform wird häufig verlangt und ist namentlich in den höchsten Kreisen und auch vom Kronprinzen des deutschen Reichs bevorzugt.

Literatur.

Von dem schon wiederholt an dieser Stelle rühmlich erwähnten und empfohlenen Prachtwerke „Nordland-Fahrten“ (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn) ist mit der 24. Lieferung der III. Band zum Abschluß gekommen und somit ein Werk vollendet, das nach Inhalt und Form, nach Text und Bildwerk die höchste Beachtung verdient und zur Weihnachtsgabe in distinguirten Familientreisen sich in ganz besonderer Weise qualificirt. Wir geben heute als Probe der vortrefflichen Illustrationen dieses schönen Werkes den Ausblick auf die St. Paulskirche in London, des gewaltigen Gebäudes, von dem oft und mit Recht gesagt ist, daß es in sich durch seine verschiedenen Entwicklungsphasen und Schicksale, wie auch durch seinen außerordentlichen Reichtum an historischen Denkmälern eine Verkörperung von Englands Geschichte darstelle. Die Kirche wurde, nachdem der „große Brand“ die alte, auf den Fundamenten einer römischen Basilica ruhende Kathedrale verzeht hatte, von dem berühmten Architekten Sir Christopher Wren in unausgesetzter, fünfunddreißig Jahre dauernder Arbeit (1675 bis 1710) aufgeführt und kostete die enorme Summe von 1,200,000 Pfund Sterling. In ihrem Frieden ruhen u. A.: die Gebeine des ebenso tugendhaften wie unglücklichen Sir Simon de Bury, „des trefflichsten Mannes seiner Zeit,“ eines Opfers der Bosheit seiner Feinde, den zu retten die Königin Anna „drei Stunden lang“ vergebens stehend zu den Füßen des tyrannischen Herzogs von Gloucester lag; nicht weit von ihm ruht Sir Philipp Sidney, der gefeierte Lieblingszeitalters und so allgemein betrauert, daß man es noch viele Monate nach seinem Tode für unschicklich hielt, bei Hofe oder in der Stadt in farbigen Kleidern zu erscheinen. Welche Fülle von Erinnerungen und Mahnungen drängt sich in diesem Raum zusammen, dem „feinern Gesichtsbuch Englands!“

„Allerlei nette Pflanzen“

benennt sich ein Heft „heiterer Kinderlieder aus Wald und Feld, von Wiesenflur und Garten,“ und der sie dort erlaucht hat und nun den Kleinen, die zur lieben Weihnachtszeit gar zu gern eine hübsche neue Schnurre hören mögen, in seiner unwiderstehlich drolligen Weise vorjingt, das ist Richard Schmidt-Cabanis, der lebenswürdige Humorist, dem Groß und Klein seit manchem Jahr schon die ergößlichsten Stunden verdankt. Vor allem die Großen! und diese wissen auch und haben es oft empfunden, daß mit keinem Lachen und Scherzen ein tiefer Ernst Hand in Hand geht! — Heut aber geht's ausgelassen lustig bei ihm zu, denn die Kinder sollen einmal recht von Herzen lachen, und zu dem Zweck hat der aus den Mündener „fliegenden Blättern“ bestens bekannte humoristische Zeichner Lothar Weggenborfer jedem drolligen Liedchen ein eben so drolliges colorirtes Bild beigelegt, und ist ein köstliches Buch daraus geworden, bei Braun und Schneider in München erschienen. Das ist einmal etwas für den Weihnachtstisch der Kleinen! Wer's durchblättert, dem kling't in den Ohren, als höre er schon einen ganzen Chor von Kinderstimmen durcheinander lachen und jauchzen. Und gibt's wol etwas Schöneres als das? Nein, laßt die Kleinen lachen, so lange es geht; sie verlernen's nur allzu bald! Hier einige Proben aus dem Buche:

Der arme Pilz.



Bekümmern sich um den Pilz nicht mehr,
Und Keiner sagt: Ich danke.

Die eingebildete Distel.



In mir steckt was Apartes d'rin — Der Esel nur, der schwärmt für mich,
So sind wir Disteln, wir! Er ist das klügste Thier,
Es magt zu mir sich Keiner hin, Und ist beinah so fein wie ich,
Weil ich so spizig und wigig bin — Ja, schöne Seelen finden sich
Sie fürchten sich vor mir! Auf Erden für und für.

Ich und der Esel, daß Ihr's wißt,
Verschmäht'n das schlechte Rad,
Und wenn er mich aus Liebe frist,
So kommt's, weil er gebildet ist —
Der Esel hat Geschmad.

Die weinerliche Zwiebel.

Hochverehrtes Fräulein
Zwiebel,
Nehmen Sie's doch gar
nicht übel,
Daß wir heute Euer Gnaden
Möchten zur Gesellschaft
laden
Für die kleine Adelheid,
Die so gerne weint
und schreit.



Ob sie draußen oder drinnen,
Ihre Thränen müssen rin-
nen,
Ob in Stube oder Kammer,
Aus den Augen fließt ihr
Jammer:
Fehlt ihr nur, sie weiß
nicht was,
Greibt sie voll ein
ganzes Faß.

Morgens, wenn es ruft
zur Schule,
Schwimmt sie schon im
Thränenpfuhle;
Mittags, in den Suppen-
teller,
Fließen ihre Zähren schnel-
ler,
Abends, beim Zubette-
geh'n,
Weint sich's noch ein-
mal so schön.



Schürzchen weint sie voll
und Rädchen,
Strümpfchen, Stiefelchen
und Fäßchen;

Seht man sie in's Badewasser,
Weint sie dieses selbst noch nasser,
Und man nennt sie überall
Nur den kleinen Wasserfall.

Kommen Sie doch, Fräulein Zwiebel,
Dort sitzt Adelheid am Kübel,
Ach, sie muß sich fürchtbar quälen,
Weil ihr schon die Thränen fehlen,
Helfen Sie ihr doch geschwind,
Sonst verrottnet uns das Kind!

Fräulein Zwiebel, Fräulein Zwiebel
Sie beleidigen rasch das Uebel;
Wenn Sie nur von fern erdscheinen,
Müssen alle Menschen weinen;
Sie und Adelheid allein,
Können dicke Freunde sein.

Moderne Handarbeiten.

Saure Wochen — frohe Feste! — Jetzt beginnt sie, die Zeit des emsigen Schaffens und Sorgens. Gebanten und Wünsche werden zu Thaten, die dem Lichterglanz des Festabends zu überraschendem Erfolge entgegenreifen. Solcher Erfolg läßt sich für ein Rückentkissen wie das der Abb. 1 prognosticiren. Es ist geschmackvoll und elegant zugleich. Olivfarbener Atlas, 48 Cent. im Quadrat, bildet den Fond, auf welchem die Stickerei, die einen Schild, von einem Greif gehalten und von stilisirten Blumen umgeben, darstellt, mit feiner Chenille, Goldfäden, Perlguimpe und Seide in verschiedenen Sticharten ausgeführt ist. Der Zimmereinrichtung entsprechend, kann das Kissen auch in anderen Farben gearbeitet werden, ohne an Wirkung zu verlieren. Das Original ist mit olivfarbenerm Pflüschfutter, einer Chenillebordüre und an den Ecken mit Quastenpompons ausgestattet.



1.

Die Filzetguipüre ist, den Vorbildern der Bobbinet-Arbeiten gemäß, auch in den Kreis der Buntstickerei gezogen worden.* Man liebt es nicht mehr, ganz weiße Decken als „Antimacassars“ oder zum Schutz polirter Flächen aufzulegen, da sie zu grell aus der Umgebung gedämpfter Farben hervortreten. Außerdem heißt das maßgebende Lösungswort „Neu!“ Hier haben wir es mit zwei Decken zu thun, von denen Abb. 2 aus einem quadratförmigen, 60 Cent. großen Fond im geraden Filzet von weißem Zwirn besteht, der im point-d'esprit durchstopft ist. Dieser Fond ist 4 Cent. weit vom Außenrande entfernt mit einer 1 1/2 Cent. breiten weißen Borte verziert, die mit blauer, brauner und rother Filzelle in langen Stichen überdeckt und mit Kreuznaht von olivfarbener Seide auf dem Fond befestigt ist. Im Uebrigen ist letzterer mit Applicationsfiguren aus Bobbinetstoff benäht, diese wieberum sind mit kleinen Muschen und blüthenähnlichen Stoffstücken aus Plüsch in Olive, Blau und Braun und gleichfar-



2.

* Wir versehen nicht, auf das neue „Bazar-Album,“ das originelle und reizvolle, in Farben ausgeführte Vorlagen für Buntstickerei enthält, aufmerksam zu machen. (S. die Anzeige am Fuße dieser Nummer.)

